

XXI. Reise durch British Malaya 1911

Die Reise durch die Tropenwelt von British Malaya ging zunächst durch Küsten-Niederungen. Aufgefallen war mir, wie verschieden der Küstenwald von der Seeseite und von der Landseite aussieht. Dem Meer zu präsentiert er sich besonders stattlich. Allerdings ist eine Küste stets wie die andere. Ganz anders ist der Eindruck von der Landseite. Er erhält seine Eigenart durch die vielen Luftwurzeln, durch welche die Bäume sich im Schlamm aufrecht halten; hier schliesst sich das Durcheinander nur selten zu einem Bild zusammen.

Mehr aber als die Natur zog das Menschenwerk die Aufmerksamkeit auf sich. Ich kam in das Gebiet der jungen Kautschuk-Kultur, für die damals das europäische Kapital sich lebhaft interessierte. Das Urbarmachen des tropischen Urwalds ist eine schwierige Aufgabe. Unmittelbar lässt sich der Wald, schon wegen der vielen Schlingpflanzen, nicht abbrennen. Der Brand, der einfacher ist als Ausroden, muss mühsam vorbereitet werden. Das geschieht dadurch, dass man die Bäume etwa in Mannshöhe, wo ihr Stamm nicht mehr so dick ist, fällt und Zweige und Blätter verdorren lässt. Auch dann leistet der Brand nur halbe Arbeit. Die Stümpfe und Stämme brennen nicht mit ab, sondern werden nur angekohlt und dreijähriger Verwitterung überlassen. Man kann sich nicht vorstellen, welches Bild der Verwüstung hier mit den Anfängen der europäischen Kultur verbunden ist. In dieses Trümmerfeld werden die jungen Kautschukbäume gepflanzt und sie müssen eine bestimmte Dicke in vier bis sechs Jahren gewonnen haben, ehe sie angezapft werden dürfen.

Ich habe damals mehrere Kautschuk-Plantagen besucht. Man spürte überall wenig von der Boom-Stimmung des Londoner Kautschukmarktes. In Singapore sprach man viel von der Ausgabe immer neuer Kautschuk-Aktien; sie hatte 1909 fast 6 Millionen Pfund Sterling betragen und man erwartete weit mehr als das Doppelte vom laufenden Jahr. War doch der Kautschukpreis auf eine nie geahnte Höhe gestiegen, sodass die „Selangor Rubber Co“ 1909 eine Dividende von 237% hatte bezahlen können und die Kautschuk-Aktien allgemein in einem Masse heraufgetrieben waren, wie man es nicht für möglich gehalten hatte. Von dieser Stimmung war auf den Plantagen nichts zu spüren. Das erklärte sich zunächst daraus, dass man es hier mit Aufgaben zu tun hatte, denen man meist als Neuling gegenüberstand. Man wusste nicht, wie das aus Ceylon bezogene Saatgut zu behandeln, wie das Zapfen ohne Schädigung der Bäume auszuführen und wie die gewonnene Kautschuk-Milch (Latex) für den Markt herzurichten war. Es fehlte noch an Erfahrungen, und die Anweisungen waren oft widersprechend.

Aber darauf beschränkten sich die Bedenken nicht. Da man auf den werdenden Plantagen keine Ablenkung irgendwelcher Art hatte, kreisten die Gespräche immer um die eigene Arbeit. Immer wieder tauchte die Frage auf, ob denn wirklich der malaiische Plantagen-Kautschuk die Konkurrenz mit dem brasilianische Wildkautschuk bestehen könne und ob nicht mit der aus Brasilien eingeführten Kautschuk-Pflanze dieselbe traurige Erfahrung wie mit der Kaffee-Pflanze zu befürchten sei. Dabei empfand man als besonders ungemütlich dass man beim Plantagen-Kautschuk, der auf asiatischem Boden noch ein Fremdling war, erst nach fünf Jahren zu ernten beginnen konnte. Was vermochte sich in dieser Zeit nicht alles zu ändern! Beim Wildkautschuk hatten Nachfrage und Angebot leicht mit einander

in Einklang gebracht werden können; beim Plantagenkautschuk war das nicht der Fall. Es gab noch keine Frucht der tropischen Landwirtschaft, bei der die Anpassung an eine wechselnde Nachfrage mit solchen Schwierigkeiten verbunden war, wie hier. Die Produktion war weder schnell zu vergrössern, noch wegen des angelegten Kapitals schnell zu verringern; und derselbe Mangel an Elastizität zeigte sich beim Verbrauch, dessen Umfang in der grossen Mehrzahl der Verarbeitungen vom Kautschukpreis unabhängig war. Von der amerikanischen Kraftwagen- und Reifen-Industrie war die grosse Preissteigerung des Kautschuks ausgegangen. Wer konnte die Entwicklung, zumal in den Plantagen-Gebieten, übersehen? Musste nicht auch die Erfahrung, die man in Indien mit Indigo gemacht hatte, nachdenklich stimmen?

Solche Gedanken kamen niemals klar zum Ausdruck. Aber aus dem Schnellfeuer von Fragen, dem man fast überall ausgesetzt war, fühlte man sie heraus und als Volkswirt ging man ihnen nach und gelangte zum Schluss, dass in der Tat mancherlei Bedenken nicht ohne Weiteres zu widerlegen waren. Der Wildkautschuk ist allerdings nach einem kurzen Emporschnellen rasch ausgeschaltet worden, aber die Entwicklung in den Vereinigten Staaten, dem weitaus grössten Kautschuk-Verbraucherland, brachte noch allerlei Überraschungen. Die Versuche, in Mexiko und Mittel-Amerika Kautschuk-Plantagen, im Wettbewerb mit Malaya, zu entwickeln, scheiterten zwar; aber es gelang die Wiedergewinnung des Kautschuks aus den leicht zu sammelnden abgefahrenen Reifen in solchem Masse, dass zeitweise die Hälfte der grossen amerikanischen Kautschuk-Nachfrage mit Hilfe des „Regenerats“ befriedigt werden konnte. Auch andere Umstände trugen dazu bei, dass die hohen Kautschukpreise der Jahre 1909 und 1910 sich nicht halten liessen. Als die zur Zeit meines Besuches im Entstehen begriffenen Plantagen die Zapfreife erreichten, war der Jahresdurchschnittspreis in London von 85 d (1909) auf 27 ½ d (1914) gesunken. Die Stimmung schlug so sehr um, dass die englischen Planzer unter dem Druck zunehmender Gewinnausfälle und die englische Kolonialverwaltung unter dem Druck des Übergangs der grossen Überschüsse des Staatshaushalts der F.M.S. in steigende Fehlbeträge beim Gedanken zitterten, die Not der malaiischen Plantagen könne vom amerikanischen Grosskapital zu Aufkäufen ausgenutzt werden. Aus dieser Lage ist dann der Wunsch nach einer Marktregelung erwachsen, dem zuerst der auf England beschränkte „Stephenson-Plan“ (1922) unzureichend, dann ein internationales Abkommen (1934) wirksamer entsprach.

Der Besuch auf der grossen Kautschuk-Plantage in Pechantian Tinggi verlief bezeichnend für die damaligen Verhältnisse. Als mein Begleiter und ich dort eintrafen, fanden wir das Haus leer. Der Besitzer und seine Frau waren in einem Sanatorium in den Bergen. Sie liessen uns sagen, wir möchten zu ihnen hinauf kommen. Da das aber einen mehrstündigen Marsch erfordert hätte und ein schweres Tropengewitter heraufkam, glaubten wir darauf verzichten zu müssen und zogen in das seit Tagen abgeschlossene Haus ein, als ob wir seine Herren wären. Nachträglich habe ich das bedauert, denn im Sanatorium war eine interessante Gesellschaft beisammen, u.a. der Mann, der als bester Kenner der Arbeiterfrage in Malaya galt, und auf der Plantage stellte sich heraus, dass fast alle an Malaria erkrankt waren. Auch erwiesen sich die Moskitos als eine greuliche Plage; leider begriffen wir zu spät, weswegen die Besitzer nicht anwesend waren. Wir nutzten aber den Spätnachmittag und den anderen Vormittag gründlich aus, um die Pflanzungen unter Führung eines Assistenten kennen zu lernen. Gegen Mittag kam dann der Besitzer, mit dem wir noch eine lehrreiche Autofahrt in die Umgebung machten. Ich hätte gern

erfahren, ob auch reiche Chinesen an der Anlage von Kautschuk Plantagen beteiligt seien. Ich konnte jedoch darüber nichts feststellen, gewann aber den Eindruck, dass sie sich zurückhielten. So grosse Unternehmungen wie einzelne Europäer-Plantagen sind von ihnen nie ins Leben gerufen worden. Aber an „small holdings“ hat es später keinen Mangel gegeben. Auf sie soll sogar schliesslich 40 % der mit Kautschuk bestellten Fläche entfallen sein. Dazu zählte eine Reihe mittlerer Betriebe der Chinesen und zahllose Familienbetriebe der Malaien. Sie gewannen im Laufe der Zeit eine gewisse Sonderstellung, da bei ihnen Kapital und Kosten oft keine Rolle spielten und sie in eine Marktregelung, schon wegen ihrer Vielzahl, schwer einzubeziehen waren. Die „Eingeborenenpflanzungen“ hatten ihre eigenen Probleme.

Als ich aus dem jungen Plantagen-Gebiet in den Bereich der schon älteren Zinngewinnung kam, wiederholte sich zunächst das Bild der Verwüstung, nur in anderer Form. Das Schwemmland im Westen der Malaiischen Halbinsel kann als Zinn-Gebiet bezeichnet werden. Von den Bergen sind im Laufe der Jahrhunderte die Verwitterungsprodukte des Zinn führenden Gesteins durch die Tropenregen herabgespült und in halber Höhe, vor allem aber in den Tälern zu mehr oder minder reichen „Seifen“ angesammelt worden. Von den Bergen kommt auch fast überall reichlich Wasser herab, sodass sich – ähnlich wie beim Gold – durch ein einfaches Waschverfahren das Zinn in der Ebene gewinnen liess. Auch hat das Zinn wie das Gold einen hohen Grad von Konsumreife und völlige Unangreifbarkeit durch die Luft, sodass auch der Prozess der Verhüttung mit geringen Schwierigkeiten verbunden ist. Die Chinesen sind es gewesen, die sich früh dieser Zinngewinnung mittels des Waschverfahrens gewidmet haben. Erst als ich das hier sah, wurde mir auch die Rolle verständlich, die sie in der Goldgewinnung, insbesondere in Kalifornien, aber auch in Südafrika gespielt haben.

Bei dieser Art der Zinngewinnung wird nicht nur der Talgrund, sondern werden auch die Hänge der Berge ihrer Pflanzenkleider beraubt und weithin durchgewühlt. Von der durch die Täler fahrenden Eisenbahn aus, ganz besonders im wasserreichen Kinta-Tal, gewann ich die ersten Eindrücke dieser verwüstenden Pionierarbeit der Chinesen.

Natürlich begnügte ich mich nicht mit diesem oberflächlichen Anblick. Ich habe auch Zinngruben besucht. Beim Besuch der ersten war mein Empfang höchst eigenartig. Die vielen chinesischen Arbeiter gerieten bei meinem Erscheinen in grosse Aufregung, schrien und fuchtelten wild mit den Armen in der Luft herum. Der chinesische Vorsteher sagte mir, die Chinesen hätten den Glauben, dass die Grube versage, wenn man sie mit Stiefeln, wie ich sie hatte, beträte. Von europäischer Seite wurde später gesagt, es könne auch ein Krokodil im Grubenwasser gewesen sein, wie es im Oberlauf der Flüsse häufig vorkomme, eine von Fischen sich nährende Abart, die nach chinesischer Vorstellung nicht verscheucht werden dürfe und, wenn sie nicht gereizt werde, im Gegensatz zu den grösseren Krokodilen im Unterlauf der Flüsse ungefährlich sei. Jedenfalls war mein Besuch hier weniger Willkommen als auf den Plantagen, wo ich in den unberechtigten Geruch eines Sachverständigen gekommen war. Die Zinngrube, die ich zuerst besuchte, war nicht eine Chinesengrube einfachster Art. Eine solche besteht nur aus einigen Werkzeugen zum Ausgraben der zinnhaltigen Erde sowie Holzkästen und runden Schüsseln, Dulang genannt, zum Auswaschen und höchstens noch aus einem hölzernen Wasserrad zum Entwässern. Dieser ursprünglichste Typus des „Dulang-washing“ war zur Zeit meines Besuches noch der verbreitetste. Die Grube, die ich besuchte, war schon auf einer höheren Stufe. Sie arbeitete nämlich mit einem sogenannten „Monitor“; sie lockerte den zinnhaltigen Boden durch einen gegen die Grubenwand

gerichteten Wasserstrahl, der durch eine Dampfpumpe erzeugt wurde. Es waren noch nicht viele der mehr als 500 chinesischen Betriebe, die sich zu solchem Monitor aufgeschwungen hatten. Das erklärte sich nicht in erster Linie aus einem Mangel an Unternehmungssinn und technologischem Verständnis; sondern zum grossen Teil aus der besonderen Organisation der Grube. Sie arbeitete mit eingewanderten Chinesen; für sie musste der chinesische Unternehmer sorgen; und aus ihrer Verpflegung und Unterbringung stammte ein Teil seiner Einnahmen und zwar ein Teil, der nicht wie der rein bergbauliche Ertrag durch den Zufall bestimmt wurde. Trotzdem war dieser erste Schritt auf der Bahn der Mechanisierung gemacht worden. Über ihn gingen auch die wenigen europäischen Grubenbetriebe in Malaya damals nicht hinaus. Doch sprach man in diesen Kreisen viel von einem neuen Baggerbetrieb, der kürzlich im benachbarten Siam eingeführt worden sei. Er sollte nach wenigen Jahren auch in Malaya zur Einführung gelangen und sich trotz seiner hohen Kosten schnell verbreiten.

Ich gewann den Eindruck, dass der Zinnbergbau in Malaya an einem Wendepunkt in seiner Entwicklung angelangt war. Allerdings begegnete ich, trotz hohen Gewinnes nirgends Spuren eines freudigen Unternehmertums. Das Gespräch drehte sich vielmehr auch hier fast immer um die Schwierigkeiten des malaiischen Zinnbergbaus. Man sprach viel von seiner drohenden Erschöpfung. Das war mir verständlich. Wenn man sah, mit welcher Intensität die Zinngewinnung seit dem „rush to Kinta in 1892“ und der verbreiteten Einführung des Gewinnbeteiligungssystems für die chinesischen Arbeiter („Chabut“) betrieben wurde, konnte man nicht daran zweifeln, dass das in den Tälern und an den unteren Berghängen angeschwemmte Zinnerz über kurz oder lang erschöpft sein musste. Schon jetzt stiess man vielfach auf wachsende Schwierigkeiten. Aber das brauchte noch keine Erschöpfung überhaupt zu bedeuten. Es sprach vieles dafür, dass sich sowohl in grösseren Tiefen als auch in höher gelegenen Gebieten und in den Bergen selbst Zinn finde; allerdings erforderte das anderes und kostspieligere Gewinnungsmethoden, zumal da die höher gelegenen Gebiete meist künstlich mit Wasser versorgt und die unter ihnen liegenden vor Abfallschlamm geschützt werden mussten. Auch kam die Gewinnung von Bergzinn in Schächten in Frage. Alle diese neuen Gewinnungsarten erforderten ein Anlagekapital von bisher unbekannter Grösse. Dadurch musste aber die Marktlage von Grund aus verändert werden. Bisher war die Anpassung an die Zinnpreise ebenso einfach wie wirksam. Bei sinkenden Preisen wurden die am wenigsten Gewinn bringenden Gruben von den Chinesen verlassen, bei steigenden Preisen wurden sie wieder in Betrieb genommen und neue Gruben eröffnet. Funktionierte das auch nicht vollkommen, so war es doch ein schlagendes Beispiel dafür, wie bei dem zur Zeit Adam Smiths noch allgemein herrschenden beweglichen Kleinbetrieb der Wettbewerb wirkt. So mehr das Anlagekapital anwuchs, umso mehr schwand die bisherige Beweglichkeit. Die Notwendigkeit, ein grosses Kapital zu verzinsen erzeugte sogar bei sinkenden Preisen im Streben, durch Ausdehnung der Förderung die Förderkosten für die Einheit zu mindern. Auch von Seiten der Nachfrage war ein Ersatz nicht möglich. Denn das Zinn ist wie Kautschuk am Fertigerzeugnis immer nur in so geringem Masse beteiligt, dass sein Preis für die Grösse der Erzeugung nicht bestimmend ist. Darin wurzelt es, dass internationale Preisregelungen beim Zinn wie beim Kautschuk eine ganz besondere Bedeutung gewinnen sollten.

Zur Zeit meines Besuches schlugen die Gedanken noch eine andere Richtung ein. Man war mit der Art der Preisbindung selbst unzufrieden. Sie hatte England gewissermassen aus der Zeit geerbt, in

der der Schwerpunkt der Zinnförderung noch auf englischem Boden, in Cornwall, lag. Noch in dieser Zeit (1862) ist die Londoner Metallbörse ins Leben gerufen worden. Als dann die Produktion in Cornwall immer mehr versiegte, wusste sie ihre Weltstellung sich zu erhalten, da das Straits-Zinn auf britischem Kolonialboden gewonnen wurde und England damals durch seine Weissblechindustrie der grösste Zinnverbraucher war. Seit Ende der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts war aber die Londoner Zinnbörse zum Schauplatz wilder Spekulationen geworden. Dafür war sie besonders geeignet, da infolge der weiten geografischen Trennung bei Erzeugern wie Verbrauchern die Marktkenntnis gering war und nur Straits-Zinn geliefert werden durfte, wodurch die Bildung eines mit wilden Preissteigerungen und Preisstürzen verbundenen „Corners“ sehr erleichtert wurde. Einer war dem anderen in den letzten zwanzig Jahren gefolgt und hatte im Zinnbergbau Malayas grosse Unruhe hervorgerufen. Kein anderes Metall litt unter so heftigen Preisschwankungen.

Wenn auch die Londoner Börse im Jahre 1911 Abhilfe gegen Corner schuf, die zufriedene Ruhe, die in der Zeit des problemlosen Kleinbetriebes herrschte, kehrte nicht zurück.

Die britische Kolonialregierung kümmerte sich wenig um solche Sorgen. Sie waren vielmehr bestrebt, den bisherigen Zustand zu erhalten und zwar aus Furcht, die Chinesen die der Kolonie durch Opium und Glücksspiel so reiche Einnahmen lieferten, könnten in ihr Heimatland zurückwandern. Diese Besorgnis war nicht unbegründet. Denn die Zahl der im Bergbau Beschäftigten sank von 229.778 im Jahre 1907, das die Höchstzahl aufwies, auf 42.862 im Krisenjahr 1933. Dieser Absturz der Ziffern bringt die Schnelligkeit der Mechanisierung zum Ausdruck. Während zur Zeit meines Besuches von der Zinnförderung der F.M.S. nur 22% auf die Gruben der Europäer entfiel, stieg ihr Anteil in zwanzig Jahren auf 63%. Mit der Mechanisierung war also zugleich eine „Europäisierung“ Hand in Hand gegangen. Ich wusste nicht, wo sich eine solche Wandlung in gleichem Umfang vollzogen hätte.

Von dieser grossen Entwicklung im Zinnbergbau war bei meinem Besuch – vom Monitor abgesehen – Handgreifliches noch nicht zu bemerken. Die Chinesen galten damals als unerreichbare Meister im Abbau von „Seifen“. Aber in der Verhüttung der Zinnerze lag es anders. Sie wurden anfangs auch bei jedem Chinesenbetrieb in selbstgebauten Schmelzöfen vorgenommen. Das hatte den Nachteil, dass es eine einheitliche Qualität für Straits-Zinn nicht gab. Da setzte die Entwicklung ein. 1886 wurde von Hermann Mühlinghaus aus Wiesbaden und James Sword aus Glasgow die „Straits-Trading Co“ mit einem Kapital von 3 Millionen Straits-Dollar gegründet; sie ging alsbald daran, auf Inseln im Hafen von Singapore (Pulo Brani) und im Hafen von Renang (Butterworth), wo man vor Störung und Neugierde gesichert war, neuzeitlich eingerichtete Zinnhütten anzulegen. Sie hatten solchen Erfolg, dass bald mindestens die Hälfte von allen im Malaya geförderten Zinnerz durch ihre „Smelter“ ging. Damit gewann sie auf das Angebot von Straits-Zinn auf dem Weltmarkt einen nicht unerheblichen Einfluss.

Neben dem deutschen Pionier der englischen Zinnhüttenindustrie Hermann Mühlinghaus, muss noch ein zweiter Deutscher genannt werden, der in der Zinnindustrie eine Pionierrolle gespielt hat. Es war Theodor Goldschmidt in Essen, den ich seit Jahren bereits kannte. Die Aktiengesellschaft, die seinen Namen trägt, hat zum ersten Mal im grossen die Rückgewinnung des Zinns organisiert. Das beruhte auf der Erfindung eines neuen Verfahrens durch seinen Bruder, auf einer musterhaften Organisation der Sammlung von Weissblechabfällen, Schmelzrückständen und alten Lagermetallen, sowie auf der in

Essen nicht schwierigen günstigen Verwertung der Eisenrückstände. Was ihre Pioniertätigkeit bedeutete, geht aus der Tatsache hervor, dass die Vereinigten Staaten nach einigen Jahren – ähnlich wie beim Kautschuk fast die Hälfte ihres Zinnverbrauchs aus wiedergewonnenem Zinn befriedigten.

Um von den Problemen der Zukunft möglichst auch eine Anschauung zu gewinnen, beschloss ich, zu den Herkunftsstätten des Zinns in den Bergen vorzudringen. Geologische Untersuchungen waren, soweit ich feststellen konnte, bisher so gut wie überhaupt nicht gemacht worden. Im Gegensatz zum „Geological Survey“ in Indien und auch zur holländischen Kolonialverwaltung war Malaya erst 1903 ein Geologe angestellt worden und er hatte sich bisher bezeichnenderweise ausschliesslich für die Goldgewinnung interessiert. Konnte ich auch geologisch natürlich nichts ermitteln, so wollte ich doch einmal sehen, wieweit chinesische Unternehmungslust und europäisches Streben in die Berge, aus denen mehr als die Hälfte von allem in der Welt verarbeiteten Zinn stammen dürfte, vorgedrungen war, und wie es dort aussehe. Diese Berge bilden die Grenze zwischen den föderierten MalaienStaaten Selangar und Pahang. Im Hauptpass dieser Bergreihe, der „Gap“ genannt wird, hatte die Kolonialregierung ein kleines „Resthouse“ gebaut, das von freundlichen Singhalesen bewirtschaftet wurde. Das war das Ziel meiner Wanderung. Nach dem Fremdenbuch, das als vollständig galt, waren drei grössere Gesellschaften dort gewesen: der Herzog von Mecklenburg, dessen Spuren ich in Java noch mehrfach begegnete, der deutsche Kolonialminister Stübel, bei dem ich, als er Generalkonsul in Shanghai war, mehrfach zu Gast gewesen bin, und der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd Heineken, mit dem ich am Tag meiner Abfahrt in Genua zusammen war. Sonst war nur noch ein deutscher Name verzeichnet: Gustav v. Plessen. Es war also das Reisen in dieser Gegend noch etwas sehr Ungewöhnliches. Da hier die Haupteingangsstrasse nach Pahang war, liess sich feststellen, dass der bergmännische Schächtebau, der dort für Zinn wie für Gold betrieben werden sollte, über bescheidene Anfänge nicht hinausgekommen sein konnte. Was die Berge selbst anlangt, so waren sie so dicht mit Urwald bewachsen, dass von den Bodenverhältnissen nichts gesehen werden konnte. Nur durch sorgfältige Einzeluntersuchungen war etwas zu ermitteln. Schon im Jahr nach meiner Reise sollen „Prospecting Companies“ ihre Arbeit begonnen haben.

Für mich war der Hauptgewinn, dass ich den Urwald einmal wirklich kennen lernte. Das fing schon in der Nacht eindrucksvoll an. Sie war von einem Gewirr merkwürdiger Geräusche erfüllt. In den Tropen scheint eine Menge verschiedenartigster Tiere ein Nachtleben zu führen. Am heissen Tage war es meist still, vom Geschrei der Affen abgesehen.

Am andern Morgen erfolgte der Rückweg auf einsamem Pfade. Auf dieser Wanderung lernte ich den Wald selbst ein wenig kennen. Er hatte mich immer etwas enttäuscht; diese Empfindung fand jetzt ihre Bekräftigung. Der tropische Urwald ist interessant, aber eigentlich nicht schön. Der Mangel eines Wechsels der Jahreszeiten nimmt ihm die Reize des Frühlings und Herbstes. Noch wichtiger ist, dass das Laubblatt das ganze Jahr seine Aufgabe der Pflanzenernährung ausüben kann, sodass ein Baum mit kaum der Hälfte Blätter wie in Deutschland auskommen kann. Diese geringere Belaubung ermöglicht es aber den Sonnenstrahlen, durch das Laubdach durchzudringen, sodass ein reiches Unterholz hervorgehoben wird, das dem Wanderer den Durchblick zum Himmel unmöglich macht. Das ist auch darum der Fall, weil zum dichten Unterholz noch die Schlingpflanzen von oft unwahrscheinlicher Länge hinzukommen. Sie flechten Bäume und Unterholz zu einer ungefügigen Masse zusammen, die an sich

staunenswert ist, aber den einzelnen Baum nicht zur Geltung kommen lässt und dem Tropenwald das Hochstrebende und Befreiende nimmt, das uns in Europa den Wald so lieb macht. Endlich ist der Tropenwald ein „gemischter Wald“ in weit höherer Masse als in Deutschland; in ihm sind sehr viel mehr verschiedene Bäume beieinander, darunter nur eine Minderheit, die als Nutzholz in Betracht kommt; insbesondere wertvolle Harthölzer finden sich regelmässig nur in grossen Abständen, wodurch ihre Gewinnung sehr erschwert wird. Auch wirtschaftlich ist der Tropenwald meist eine Enttäuschung.

Trotzdem war das Erlebnis des Urwaldes eine schöne Nebenfrucht meiner Wanderung. Ich war auch mit ihrem Hauptergebnis nicht unzufrieden. Die vielerörterte Erschöpfung des Zinns erschien mir nicht mehr bedenklich. Zunächst wurde sie durch die begonnene Mechanisierung der bisherigen Zinnengewinnung hinausgeschoben. Später wird diese durch eine allgemeine „Verwissenschaftlichung“ abgelöst werden. Dann werden nur Männer im vollem Besitz der Bildung der Zeit den Aufgaben gewachsen sein. Eine Kolonialregierung, die in erster Linie das Interesse des Mutterlandes im Auge hat, wird dann mit den Aufgaben befriedigend kaum fertig werden. Der Bildungsunterschied zwischen Osten und Westen wird schwinden müssen.

In dieser Ansicht bestärkte mich der Besuch der etwa 30.000 Einwohner zählenden Hauptstadt der „F.M.S.“. Sie war als solche auserkoren worden wegen ihrer Mittellage zwischen Singapore und Penang und wegen ihrer Nähe zu einem guten Seehafen, der nach dem erwähnten Generalresidenten Port Swettenham genannt worden ist. Man sah eine Stadt der Gegensätze. Ihr wohlklingender Name Kuala Lumpur, der in Europa noch kaum bekannt war, bedeutet „Mündung des Schlamms“. Sie war einerseits Beamtenstadt, und andererseits Chinesenstadt. Sie sollte Grösse und Macht des Britischen Reiches vor Augen führen. Vieles war noch im Bau; chinesische Arbeiter waren überall tätig. Was fertig war, zeigte den energischen Willen stolzer Repräsentation, der alle Regierungsgebäude in Singapore überbot. Dadurch trat das Missverhältnis in der Bevölkerung noch deutlicher hervor. Entfielen doch in den F.M.S. nach der Zählung von 1901 nur 1422 Weisse auf 678.595 Einwohner, also einer auf 477.

Es war interessant, auf knappenm Raum zusammengedrängt zu sehen, was die britische Kolonialverwaltung für die Hauptstadt einer solchen Kolonie für nötig hielt. Da war Allem vor der langen Front des Regierungsgebäudes der „Pedang“: der Platz auf dem militärische Übungen und Paraden abgehalten werden. Aber auch Wettspiele zwischen Europäern und Nichteuropäern stattfinden. Beliebter war die Rennbahn, auf der sich Pferde aus europäischen und chinesischen Rennställen massen, wobei diese häufig siegten. Nützlicher war das schöne Netz staubfreier Strassen, die reichliche Wasserversorgung, die allgemeine elektrische Beleuchtung. Ich erfreute mich besonders der schön angelegten Parks sowie der bequem eingerichteten Klubs.

In der ganzen Stadt hatte ich aber den Eindruck eines gewissen Wettiefers zwischen der britischen Regierung und der chinesischen Einwohnerschaft. Diese besass zahlreiche stattliche chinesische Tempel und auch eine eigene katholische Kirche. Wichtiger aber war ihre unsichtbare Macht. Besonders von einem Chinesen, der arm China verlassen hatte, sich dann zum reichen Mann und „Captain China“, nämlich anerkannten Führer seiner Landsleute emporgearbeitet hatte, wurde gesagt, er besitze fast allen Grund und Boden in Kuala Lumpur und habe schon „zweimal die Stadt umgebaut“. Die elenden Hütten, in denen anfangs die Chinesen zu wohnen pflegen, waren so gut wie geschwunden.

Noch stärker trat die Stellung des Chinesentums in der Hauptgeschäftsstadt der F.M.S. und dem Mittelpunkt der dortigen Zinngewinnung, in Ipoh, in Erscheinung. Hier fehlten britische und malaiische Soldaten und Angestellte. Es war eine emsige Chinesenstadt, in der einzelne europäische Firmen sich niedergelassen hatten.

In Kuala Lumpur und Ipoh bin ich trotz grosser Hitze recht tätig gewesen. Vor allem in der Hauptstadt suchte ich mir allerlei Informationsmaterial zu verschaffen, drang auch vereinzelt bis zu den eigentlichen Quellen durch und verbrachte den Abend im Klub, der sich rühmte – vielleicht mit Recht – der schönste Ostasiens zu sein. Mit einem Haufen von Drucksachen verliess ich die merkwürdige Stadt, die eine Mischung von Britentum und Chinesentum mit Amerikanismus darstellt, wie sie sich ähnlich selten finden dürfte.

Ganz anders gestaltete sich mein Aufenthalt in Ipoh. Es war eine Geschäftsstadt, die äusserlich keine Reize irgendwelcher Art bot; jedenfalls habe ich sie nicht entdecken können. Aber hier war der Hauptsitz der „Straits Trading Co.“ Sie schien mir sogar eine Art Mittelpunkt dieser Zinnstadt zu sein. Von ihr wurde ich mit grosser Freundlichkeit aufgenommen und im angeregten Gespräch fügten sich die gesammelten Einzeleindrücke und Einzelkenntnisse zu einem Gesamtbild zusammen. Mit besonderer Freude gedenke ich der gemütlichen Plauderstunden in der ungemütlichen Stadt.

Die Wirtschaft in einer Kolonie kann man aber nur verstehen, wenn man auch die Kolonie als solche kennt. Darum hatte ich es besonders bedauert, dass der Resident in Kuala Lumpur verreist war; auch zu einem andern leitenden Beamten in der Kolonialverwaltung fand ich dort keinen Zutritt. Dafür gab es aber noch einen vollen Ersatz. Das war der Besuch beim Residenten in Seremban. Ich habe die lange Unterredung, die ich mit ihm hatte, stets für einen besonderen Gewinn gehalten. Der Resident war nämlich kein anderer, als der von mir bereits erwähnte Wilkinson, der wohl neben Swettenham der beste Kenner der Malaien war. Er wusste in erstaunlichem Masse über die malaische Bevölkerung, ihre Geschichte, Gewohnheiten und Eigenheiten Bescheid. Er kannte nicht nur die Malaien, er liebte sie auch.

Am meisten interessierte mich aber, was er vom britischen Kolonialdienst in Malaia erzählte. Jeder höhere englische Beamte in Malaia sprach die malaische Sprache und wusste mit allem, was die Malaien anging, gut Bescheid. Diesem Beamtentum war es zu danken, dass die Entwicklung der letzten Jahre und insbesondere die Ausschaltung der einheimischen Sultane vor sich gegangen war, ohne nennenswerte Unzufriedenheit zu erregen. Ich verliess den Residenten in gehobener Stimmung. Und doch kamen mir alsbald allerlei Zweifel. Gewiss war es wichtig, die einheimischen Sultane als Störenfriede der Entwicklung auszuschalten. Das war eine einmalige Aufgabe und sie schien gelöst zu sein. Hatte es aber dann noch einen Sinn, die Beamtenvorbildung auf einen Bevölkerungsteil zuzuschneiden, der für die weitere Entwicklung nur wenig bedeutete? Andere Völker, vor allem die Chinesen, waren von ungleich grösserer Bedeutung. Die Tropen brachten keine Herrenvölker hervor. Doch die einheimische Bevölkerung konnten sie unter den schwierigen Verhältnissen der Gegenwart nicht entwickelt werden. Es waren anscheinend Völker der gemässigten Zone dafür nötig.

Auf den einsamen Wanderwegen im Gebiet der weit voneinander entfernten Kautschuk-Plantagen und Zinngruben hatte ich allerdings manchmal ein Gefühl des Unbehagens, teils wegen der Tiere des tropischen Waldes, mehr noch wegen des grossen Unterschiedes zwischen der Schar chinesischer und malaischer Arbeiter auf der einen Seite und der kleinen Zahl von europäischen und amerikanischen Unternehmern auf der anderen. Es wurde mir zwar gesagt, dass die Kulis keine Waffen hätten. Das war damals auch wahrscheinlich richtig. Aber war das bei der grossen Differenz der Menschenzahl auf beiden Seiten ein ausreichender Schutz und konnte es sich nicht leicht ändern? Nach dem zweiten Weltkrieg entwickelten sich die schlummernden Gegensätze nicht nur hier, sondern fast in ganz Ostasien.